Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

BÜCHER

Von Otto Basler

Gotthelf Das Gotthelfjahr hat der Literatur um Gotthelf einen starken Auftrieb verliehen. In der Reihe der zahlreichen Publikationen sind vor allem die Schriften von *Karl Fehr,* Privatdozent an der Universität Zürich, erwähnenswert, dessen frühere Veröffentlichungen, wie «Besinnung auf Gotthelf», «Priestertum und Innerlichkeit Jeremias Gotthelfs», dem besten Schriftgut über Gotthelf angehören. Sein neuestes Werk, «Das Bild des Menschen bei Jeremias Gotthelf», mit dem Untertitel «Die anthropologische Idee und ihre Entfaltung im dichterischen Werk» (Verlag Huber & Co., Frauenfeld) schließt die organisch gedachte Reihe seiner Teilpublikationen ab; denn hier wird die Synthese, wie sie sich aus dem Vorangegangenen, Vorgeschaffenen ergeben muß, geschaffen. Fehr zeigt an Hand von Texten und persönlichen Dokumenten des Dichters aus der früheren und mittleren Schaffenszeit das Werden, Wachsen und Reifen des Gotthelfschen Menschenbildes, mit dessen sichtbarer Entwicklung auch die dichterische Gestaltungskraft zunimmt. Es ist der allgemeine Reifeprozeß, der menschliche und künstlerische, den Karl Fehr, Stufe um Stufe sorgfältig untersuchend, bis zu seinem Abschluß verfolgt; bis dahin also, wo Gotthelfs Menschenbild Gotthelfs Auffassung von der Einheitlichkeit der kosmischen Ordnung entspricht. Diese ist die christliche Weltordnung, und ihre stärksten Pfeiler sind die Gott- und Menschenliebe. Sie ist die Macht, durch die die dichterische Figur im Kunstwerk zur epischen Gestalt wird, wobei der Macht des Bösen eine integrierende Wirkungsbefugnis zubemessen ist: «... der christliche Optimismus wächst auf dem Urgrund eines erschütternden Weltpessimismus.»

*

Es war zu erwarten, daß den langjährigen Vorstudien, die sich zu dem vielleicht bis jetzt ganzheitlichsten Gotthelfbild gerundet haben, die Gotthelfbiographie folgen würde, und diese liegt jetzt vor: *Karl Fehr:* «Jeremias Gotthelf» (Büchergilde Gutenberg, Zürich). Schon daß dem Titel kein ergänzender Untertitel folgt, zeigt an, daß mit diesem Buch der Versuch gemacht ist, alle bisher gewonnenen Aspekte zu einem Gesamtaspekt zu ordnen. Hinzu kommt als neuer, bindender und zugleich bestätigender Faktor Gotthelfs Leben selbst. Interessant ist, wie dieses trotz seines Provinzialcharakters innerlich und äußerlich bewegte Leben im dichterischen Werk fast völlig aufgeht und vom Darsteller nur noch herausdestilliert und mit den Lebensfakten in Uebereinstimmung gebracht zu werden brauchte. Der Werkkenner, bis ins einzelne Werkvertraute ist auch immer der beste Biograph. Ueber diese Vertrautheit hat sich Karl Fehr längst ausgewiesen, und das verleiht seiner Gotthelfdarstellung das schöne Ebenmaß. Sie gibt das Gotthelfbild von *heute.*

«Führer zu Gotthelf und Gotthelfstätten» nennt sich eine «auf Anregung des Berner Schriftsteller-Vereins mit Unterstützung der bernischen Erziehungsdirektion» von Dr. *Walter Laedrach* herausgegebene Gotthelfschrift (Francke Verlag, Bern). Sechs Mitarbeiter, alles erfahrene Gotthelfkenner, versuchen mit ihren Beiträgen, «Leben und Persönlichkeit Jeremias Gotthelfs», «Jeremias Gotthelf als Schriftsteller», «Jeremias Gotthelf als Erzieher», «Jeremias Gotthelf als Theologe», «Jeremias Gotthelf als Politiker» und «Lützelflüh und seine Gotthelfstätten», die Hauptaspekte zu einem Ganzen zusammenzufassen. Daß dabei Lücken entstehen und auch Ueberschneidungen vorkommen ist fast unvermeidlich. Wer sich aber für die Einzelstudie interessiert, merkt davon nichts und ist für die gut und knapp erteilte Auskunft dankbar. Ein großer und schöner Bilderteil ergänzt alle, vor allem aber Laedrachs Beitrag über die Gotthelfstätten.

Johannes von Müller Beim Lesen des nachfolgend aufgeführten Briefwechsels wird man unwillkürlich an das schöne Wort von Fritz Ernst erinnert: «Sprachlich, nach der Stilgesinnung, gehört Johannes von Müller zu den deutschen Klassikern, deren interessantester Prosaist er sein dürfte. Nach der Blickrichtung und stofflichen Erschließung gehört er zu den deutschen Romantikern, deren Herzen ihm mit wahrer Inbrunst entgegenschlugen. Nach der schöpferischen Wirkung aber reicht er bis in die Gegenwart hinein...» Im Auftrage des Stadtrates von Schaffhausen hat *K. E. Hoffmann,* ein Nachkomme Herders, zum zweihundertsten Geburtstag des großen Geschichtsschreibers auf Grund der Originalhandschriften den Briefwechsel Johannes von Müllers mit Johann Gottfried Herder und Caroline Herder herausgegeben (Verlag Meier & Co., Schaffhausen). Dazu enthält der Band bisher ungedruckte Briefe Caroline Herders, Johannes von Müllers und anderer an Joh. Georg Müller in Schaffhausen, den Bruder des Geschichtsschreibers. Das Vorwort des vorzüglich informierten Herausgebers ist ein kleines, wertvolles Stück Geistesgeschichte, und die Briefe selber — eine sorgfältig getroffene Auswahl — rücken das intime Freundschaftsverhältnis zwischen Müller und Herder und seiner Familie in den Vordergrund; ein Verhältnis, das nie durch einen Mißton getrübt war und aus dem beide Partner für ihre eigene Arbeit seelische Stärkung und geistigen Gewinn zogen. So lesen wir zum Beispiel (Herder an Müller): «... Wir lieben Sie als den Unsern...» Und (Müller an Herder): «... Gehen Sie Ihren Weg fort, welchen keiner vor Ihnen betrat, und welcher näher als keiner zur Erkenntnis der Wahrheit leitet...» — Auch äußerlich stellt dieser Briefwechsel eine respektable editorische Leistung dar. Es ist durch kurze und klare Kommentare dafür gesorgt, daß der Leser lückenlos unterrichtet bleibt. Neben dem Namenregister enthält der Briefband eine «Gesamtübersicht über sämtliche handschriftlich vorhandenen Briefe der Johannes-von-Müller-Herder-Korrespondenz in Schaffhausen, Weimar und Berlin».

Max Huber Versehen mit einem warmherzigen, von großer Verehrung und Dankbarkeit zeugenden Vorwort von Bundesrat Max Petitpierre, erscheint von *Fritz Wartenweiler* ein umfangreiches Werk über *Max Huber,* «Spannungen und Wandlungen in Werden und Wirken» (Rotapfel Verlag, Zürich). Vom Verfasser des Vorwortes wie vom Autor des Werkes selber wird bemerkt, daß es sich dabei nicht um eine Biographie handle, sondern eher um einen «Begleittext zu Regungen und Ueberlegungen, Hinweisen und

Mahnungen Hubers». Oder, wie Max Petitpierre sich ausdrückt: «... es soll Handlungen und Ereignisse veranschaulichen, die einen entscheidenden Einfluß ausübten auf den Werdegang eines Mannes von außergewöhnlicher Begabung.» Das Leben des Dargestellten ist in diesem Fall, wo es selbst als menschliche Leistung stark in Betracht fällt, nicht vom Werk zu trennen. Nur ist das eigentlich Biographische, wie es der Wunsch Max Hubers sein mochte, so weit als möglich in den Hintergrund gerückt. So tritt die geistige Gestalt des großen Eidgenossen um so klarer hervor, des Mannes, der sein Gelübde als Konfirmand, «sein Leben aus Nächstenliebe der Menschheit zu weihen», musterhaft erfüllt hat. Fritz Wartenweiler, gut in die geschichtlichen Verhältnisse, die Hubers Wirken tragen und begleiten, eingeweiht, verliert über den fast unabsehbaren Einzelaspekten nie den Blick auf die Gesamtleistung, und so erhält sein Buch eine darstellerisch schöne Ausgeglichenheit. Obwohl man weiß, wer Max Huber ist und was er als Schweizer und Europäer gewirkt und geschaffen hat, so vernimmt man, durch Wartenweiler unmittelbar an Werk und Tätigkeit hingeführt und über die Zusammenhänge lebendig unterrichtet, wieviel das Schweizervolk, ja die Menschheit Max Huber zu verdanken hat und warum sein internationales Ansehen ohne Einbußen dauernd anhält. Sein Name ist nicht mehr vom weltumfassenden Friedenswerk, von der von Huber eingeleiteten praktisch ausgeübten Humanität zu trennen. Sein Bild bleibt unvergängliches Vorbild.

Pestalozzi *Mary Lavater-Sloman* hat ein Pestalozzi-Buch geschrieben: «Pestalozzi, die Geschichte seines Lebens» (Artemis Verlag, Zürich). In ihrem Vorwort sagt die Verfasserin, was sie dazu geführt hat, ihr Buch zu schreiben: «... Um das Gewölk vor seinem Bilde zu zerteilen und es noch einmal der Betrachtung darzustellen, hat die Verfasserin sich dem Kreise jener zugesellt, die in den beinahe hundertdreißig Jahren seit Pestalozzis Tod versucht haben, sein Andenken immer von neuem lebendig zu machen. Jede Zeit sieht ihn anders, muß ihn anders beschreiben und wird anderes von ihm lernen.» Ob sie sich aber nicht täuscht, wenn sie glaubt, «... aber das Volk im weitesten Sinne kennt ihn kaum; nicht seine Werke, nicht seine Erziehungsmethode und nicht sein Leben». Wenn *eine* große geistige und menschliche Gestalt im Schweizerlande eine von Generation zu Generation sich vererbende Popularität und Verehrung genießt, so ist es diejenige Heinrich Pestalozzis. «Nur seine Menschenliebe ist ein Stern, der aus dem Gewölk der allgemeinen Unkenntnis aufblitzt», fährt die Verfasserin fort und scheint damit zu übersehen, daß dieser einschränkende Nachsatz die vorangehende Behauptung aufhebt. Denn im Volk soll und kann ja nichts Wesentlicheres weiterleben als Pestalozzis unvergleichlich vorgelebte *Menschenliebe*. Seine Erziehungsmethode ist nur die der praktisch angewandten Menschenliebe. Kaum ein Buch, außer der Bibel vielleicht, ist wie «Lienhard und Gertrud» — dank auch guter und billiger Bearbeitungen — im Volk verbreitet und im Volksbewußtsein verankert; auch Pestalozzis übrige Schriften, die zugänglichsten wenigstens, leben unverwelklich fort. Aber auch mit Pestalozzis Lebensumständen ist das Volk vertraut, zum mindesten mit den bewegtesten Episoden, und diese gehören zu seinem fortlebenden kulturgeschichtlichen Bildungsgut. Nein, das Gewölk ist nicht so dicht, wie Mary Lavater es sieht — die übrigens ihr von liebenswertem Enthusiasmus zeugendes Buch gerade um Pestalozzis Menschenliebe willen geschrieben hat. Es ist die bewegende Geschichte dieses einen Mannes, in dem die Menschenliebe tätige Gestalt angenommen hat, was sie in ihrem großen, schön ausgestatteten Bande

wiedergibt. Die wichtigste Quelle außer den bekannten Schriften ist ihr eigenes Herz. Ihm verdankt das Werk die Wärme des Tons, die Echtheit der Empfindung, die Lebhaftigkeit der Aussage und die Verlagerung der Gewichte auf Teile, die üblicherweise nicht dieses Ansehen haben. Das ist die Neuheit an diesem von einer Frau geschriebenen Pestalozzi-Buch: es stellt wie kaum ein anderes die donquichottisch-romantischen, die tragischen Züge in Pestalozzis Wesen und Wirksamkeit heraus, die scheinbar vergebliche Verschwendung seiner unerschöpflichen Vorräte an Liebe und Güte; jener Elemente also, denen neben seiner Religiosität zu verdanken ist, daß er nicht vorzeitig unterging.

Gottfried Keller «Versuch über die Einsamkeit eines Genies» heißt der Untertitel zu «Freundschaften Gottfried Kellers» von *Werner Weber* (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich). Die Studie, obgleich nicht zu den Neuerscheinungen dieses Herbstes gehörend, darf ihrer originellen Gedankengänge wegen nicht übersehen werden. Werner Weber versucht, was neu ist, vom «Wesen Kellers her» den «allgemeinen seelisch-geistigen Charakter seiner Beziehungen zu Menschen» zu betrachten. Kellers Individualismus realisiert sich nicht, wie zu erwarten wäre, in der vorbehaltlosen Hingabe an den einzelnen Mitmenschen, sondern in der Hingabe an eine *Summe* der Individuen; die, frei von den Zufälligkeiten, die das Einzelwesen prägen, die anzusprechende, zu liebende Gemeinschaft darstellt: «... Dies alles sind nur Bilder des Dichters für die Lebensschau des Mannes, dem die Zufälligkeit des Individuellen als Schranke vor der ruhenden Größe des allgemeinen galt und den diese Zufälligkeit also störte.» Der große Einzelne begibt sich, seinem Lebens- und Sittlichkeitsgesetz bewußte Folge leistend, in die *Einsamkeit,* um den ihm aufgetragenen Dienst an der Gemeinschaft nicht zu versäumen. An Stelle von «Individuum und Menschentum» tritt bei ihm das konkretere *Bürger und Vaterland:* «Kellers Glaube an die Sendung der Menschen als Bürger hat die Innigkeit seiner Freundschaft verhindert.» Die Freundesseele weitet sich zu der im Werk so wundervoll angesprochenen Seele des Bürgers innerhalb der Volksgemeinschaft. Diesem wendet er sich fordernd und vertrauend zu: «Denn nur das möglichst bewußte, durchschaute und geprüfte Dasein des einzelnen kann zu jener Sittlichkeit führen, die den Bürger ausmacht, der sinnvoll mitbauend im Vaterland steht.»

Ebenso merkenswert sind Werner Webers Gedanken über Kellers Beziehungen zu Frauen. «Wo sich bei Keller der Eros einmischt» — als «die Gegenkraft von Kellers Bürgerlichkeit» —, stellt Weber fest, «da erreicht sein Schaffen die Vollendung und gerät sein Leben in die Tragödie». Ueber den Spannungen zwischen dem zu «mythischer Erhöhung drängenden» Eros und der auf ein «sittliches Maß» bedachten Bürgerlichkeit gehen die Bindungen in die Brüche.

Einzig das Freundschaftsverhältnis mit den Geschwistern Exner vermochte einen Ausgleich herbeizuführen. In der Exner-Sippe sah Keller ein von ihm gebilligtes *Gleichgewicht* von «Bürgerlichkeit und Eros» sich bilden. Hier erlebte er wirklich, was ihm sonst nur dichtend möglich war: «... umfassende Verwirklichung der Sittlichkeit, in der Menschentum möglich ist.» Und er persönlich?: «Das aber ist das Schicksal des Genies, das sein Bürgerrecht im Absoluten mit der Einsamkeit im Menschenalltag bezahlt.»

Werner Webers feinsinnig und klug geführte Untersuchungen rechnen mit dem volkstümlichen, das wahre Bild des Einzelgängers Gottfried Kellers verfälschenden Anekdotenunwesen ab.

Vom Rokoko zum Biedermeier «Glück, Idylle und Melancholie» überschreibt *Hans Schumacher* seine «erzählende Anthologie liebenswürdiger Meister vom Rokoko bis zum Biedermeier» (Werner-Classen-Verlag, Zürich). Dieses von liebenswürdigen Meistern handelnde Büchlein selbst ist liebenswürdig, mehr noch, es ist eines besondern Ansehens wert. Nicht nur, daß sein von Friedrich Hagedorn bis zu den «Alpenrosen» reichender Inhalt die Meister würdigt, die im «Schatten der Großen» ein verkanntes oder verdunkeltes Ansehen hatten, verdient Beachtung, sondern daß auch der Versuch gemacht ist, den Kleinen, die doch nur relativ «klein» waren, zu einer objektiv belegbaren Aufwertung zu verhelfen — wobei das Menschliche, Charakterhafte nicht selten einen ungetrübteren Glanz aufweist als bei den Großen, Schatten werfenden. «Glück, Idylle, Melancholie» begleiten diese Dichter durch ihre Zeit, Sänger, die in ihren Weisen dem Herzschlag des Jahrhunderts vielleicht reineren, innigeren Ausdruck verliehen haben als die Großen, die es überragten und überwanden. Ihre Teilnahme ist unmittelbarer, und sie haben den Traum vom «Goldenen Zeitalter» am innigsten geträumt.

Meinrad Inglin «Urwang», der neue Roman von *Meinrad Inglin* (Atlantis Verlag, Zürich) gestaltet ein Thema, das, obwohl längst zeitgemäß und schon oft erzählerisch und auch polemisch behandelt, doch noch nie solche Aktualität hatte wie gerade heute. Es betrifft den Kampf um die Erhaltung des bäuerlichen Heimatbodens. Hinten im abgelegenen Tälchen Urwang soll ein Stauwerk errichtet werden, und wie an vielen ähnlichen Orten im Lande zieht das Für und Wider einen Trennungsstrich zwischen den Menschen; manche geraten mit sich selbst in Konflikt und verharren in Zwiespältigkeit. Andere resignieren, und wieder andere jubilieren der neuen verdienstreicheren Zukunft entgegen. So wird Urwang — der Name deutet darauf hin — zum Sinnbild von Geschehnissen, die ans Mark von Natur und Mensch vordringen. In dieser sachlich vorgebildeten Problematik schafft nun der mit tiefer Einfühlsamkeit teilnehmende Dichter Klarheit. Sein Interesse gilt vorwiegend den Menschen, die materiell oder ideell betroffen sind. Seine Aufgabe sieht er vorerst darin, die Wirkungen des Kommenden im Einzelnen festzustellen. Der Aufruhr ist nicht gering. Er spiegelt sich im dichterischen Bilde, das, wie man es bei Inglin gewohnt ist, eine ebenmäßige Dichte des Lebens hat. Die Gestalt des Majors, der mit Unruhe der neuen Zeit entgegensieht, ist eine der charaktervollsten, menschlichsten, die Inglin bis jetzt gelungen sind. In ihr konzentriert sich die Schwere und Bedeutsamkeit der Ereignisse — nicht nur für Urwang. Sein Abschied aus dem geliebten Tal ist, wenn nicht eine Flucht, so doch ein Weggang aus einer Welt, die *war,* schön war und nicht mehr sein wird. Ein Sprengschuß knallt, und gleichzeitig — die Ironie ist nicht zu überhören — kräht der Hahn und hämmert ein Specht. Es wird eine neue Welt sein, eine Mischwelt aus beiden, in der Maschinenlärm und Naturlaut sich mengen. Und ihre Menschen, Inglins Sorgenkinder? Wer es kann, gleicht sich an, der eine zögernd, der andere bedenkenlos. Wir haben sie alle kennengelernt, erst der Reihe nach und dann als Gemeinschaft. Der Querschnitt geht mitten hindurch. Die Ergebnisse aber weisen weiter hin. *Ur*wang ist *eine* Zelle, an deren Beispiel die Problematik der Strukturveränderung einer ganzen Volksgemeinschaft bis in verschwiegene persönliche Bezüge dargestellt ist.

Albert Jakob Welti «Die kühle Jungfrau Hannyvonne» (Artemis Verlag, Zürich), *Albert Jakob Weltis* neuer Roman, ist ein viel- und tiefschichtiges Romanwerk. Durch alle Schichten, vom Kunstverstand eines gewandten Architekten zusammengehalten, spukt das dämonische Wesen der kühlen Jungfrau. Zwischen dem Empfang des verhängnisvollen, an «Matthäi am Vorletzten» geschriebenen «Rosa-Briefes» und der Widerlegung des «einen bösen Satzes» darin durch den wunderlichen und doch zielstrebigen Lebens- und Schicksalsverlauf selbst, breitet ein lebendiges, doch keineswegs bloß vergnügliches Fabulierwerk, seine Schätze aus. Obwohl das Romanhafte als Bindemittel dem Ganzen den Atem verleiht und es im Schwung erhält, ist es doch die Nebensache; wichtiger ist dem Autor, ein Spektrum Helvetiens zu geben, der Leute und des Landes. Willkommen sind dabei ein paar famose ausländische Kontrastfiguren. Wertvoll ist, daß sein inneres Auge nicht minder klar und differenzierend sieht als sein geschultes Malerauge. Dadurch gelangen Innen und Außen in ein wohltuendes Gleichgewicht, das, obwohl durch die draufgängerische Fabulierlust des Verfassers mehrmals gefährdet, bis zum Schluß gewahrt bleibt.

Max Frisch Der neue Roman von *Max Frisch,* «Stiller» (Suhrkamp Verlag), stellt ein Problem in den Vordergrund, das der Diskussion, aber auch der romanhaften Gestaltung wert ist: Verlust des Glaubens an die eigene Identität. Solches kommt vor, meist als Folge starker Schockwirkungen. Doch hier liegt nichts derartiges vor. Stiller geht sich einfach selbst verloren, das heißt, er hat sich und die Umwelt satt, verschwindet brüsk für ein paar Jahre ins Ausland und wird bei seiner Rückkehr unter angenommenem Namen von der Polizei, die allerlei mit ihm auszumachen hat, festgenommen. Im Gefängnis schreibt er den Bericht über sein höchst problematisches Wesen und Dasein. Das ist der äußere romanhafte Rahmen um einen Stoff, der in tausend Facetten aufgesplittert, beinah 600 Buchseiten beansprucht. In der Mitte steht der Mann White alias Stiller, ein Psychopath, ein Mann, ohne den die Welt besser auskäme als er ohne Welt. Er sagt: «Man fragt sich schlechthin, was der Mensch auf dieser Erde eigentlich macht, und ist froh, sich um einen heißen Motor kümmern zu müssen.» Und er ergötzt sich an der liebevollen Mühe, die sich diese Menschen, sein Wärter, sein Verteidiger, der Staatsanwalt, seine Frau usw. um ihn machen; alles Angehörige und zum Teil Vertreter eines Staates, den er im Grunde verachtet, lächerlich findet, lächerlich macht, von dem er sich aber ohne Skrupel aushalten läßt und der ihm Freunde geschenkt hat, die ihn vor dem gänzlichen Absturz ins Nichts bewahren; Menschen, in deren untilgbare Schuld er sich begeben hat — aus Schwäche, Gefallsucht, Renommiersucht? Jedenfalls, der Mann Stiller gefällt sich in seiner Rolle als Nicht-Stiller, obwohl er auch in weinerlicher Selbstbemitleidung männlichen Ernst vorzutäuschen vermag: «Mein Verhalten ist lächerlich, ich weiß es, meine Lage wird unhaltbar. Aber ich bin nicht der Mann, den sie suchen, und diese Gewißheit, meine einzige, lasse ich nicht los.» Und doch ist er der Stiller, der er immer war, unverändert und unveränderlich, trotz der sich auferlegten Rolle.

Erst das Nachwort des Staatsanwaltes bringt, auf die letzten 60 Seiten beschränkt, etwas Licht in die komplizierte Affäre, nachdem die Stillersche Selbstanalyse als Fall Stiller ohne greifbares Resultat geendet hat. «Seine Lust an Eulenspiegelei hat Stiller nie verlassen», heißt es da. Damit wissen wir so ziemlich Bescheid und fragen: warum denn das alles, die mühsam vorwärts getriebene Geschichte? Auf dieses Konto lädt er im Grunde alles, seine Schuld, seine Schulden, seine «Versündigung», die ganze innere und äußere Misere.

Seine «Morde», vornehmlich der an seiner Frau, begangen im selben klinischen Selbstüberwertungsfuror, dem auf der andern Seite freilich manischer Selbsthaß, Selbstvernichtungswille gegenübersteht, sind die typischen Folgen des schizoiden Lebensgefühls. Aber man hat den Verdacht, muß ihn haben, daß auch es ein Rollenelement, Eulenspiegelei ist. Sein Haß ist pervertierte Liebe, die Liebe pervertierter Haß. Er ist eine tief in sich selbst zerfallene Natur, und was er anstellt, ist Außenprojektion dieser Zerfallenheit. In selbstquälerischer Lust und in wollüstigem Empfinden der Qual anderer verdirbt er sich alle Chancen, auch die religiöse, die am Schluß, als ein schüchterner Versuch, zu seiner Rettung auftaucht. Sein: «Beten will gekonnt sein!», und «bete für mich, daß sie nicht stirbt!» ist fehl am Ort. Am Schluß vernehmen wir: «Stiller blieb in Glion und lebte allein».

Wie die Hauptfigur, so ist auch der Roman ein merkwürdig schillerndes Gebilde, ein Mosaik ohne Kontur und Mitte. Die eingeschobenen amerikanischen Erzählungen, obwohl allegorisch stilisiert, sind Fremdkörper ohne Bindung, die eher sprengen. Im einzelnen an dichterischen Schönheiten, an Partien mit wundervollen Bildern reich, die das reife erzählerische Können des Autors verraten, zerfällt der Roman als Ganzes in immer wieder variierte Teile und Wiederholungen, die, ohne organische Verpflichtung, nur notdürftig aufeinander abgestimmt sind. Und: wo ist die Wahrheit? Stiller behauptet wiederholt, sie zu geben, läßt sich aber vom befreundeten Staatsanwalt unwidersprochen das Gedankenfragment an den Kopf werfen: ... immer wieder hast du alles hingeworfen, weil du unsicher gewesen bist. Du bist die Wahrheit nicht ...» Aber, wo ist sie denn in diesem Buch? So fragt man sich erstaunt, wenn man die revozierenden Aeußerungen des auf der andern Seite des Lebens stehenden Anwaltes gelesen hat; in Gesprächen mit dem buchstäblich im eigenen Elend ertrinkenden Stiller, der jenen erstaunlicherweise um Fürbitte bei der höchsten Macht ersucht, von der er zwar keine, oder nur eine vage Vorstellung hat, und an deren Hilfeleistung er nur mit halbem Herzen glaubt.

Stiller vertritt einen exklusiven, asozialen, gebrochenen Individualismus. Trotzdem liebäugelt er — ist es echt, ist es Eulenspiegelei, schizoide Selbsttäuschung? — mit einer Gesellschaftsform, die mit seiner eigenen Seelenlage und Lebensauffassung in schroffstem Widerspruch steht. Seine Haupteigenschaft ist die *Unsicherheit*. Er lebt weiterhin ... «allein» — in der Unsicherheit, als der ihn prägenden Wirklichkeit, und weiterhin wird er sich von seinen Witterungen täuschen, irreführen lassen. Unsicherheit ist sein unheilbares Leiden. Seine Instinkte sind erkrankt.

Man fühlt sich durch diesen Roman zur Auseinandersetzung und Stellungnahme herausgefordert, was beweist, daß er überdurchschnittliche Eigenschaften hat und im Positiven wie Negativen ernst zu nehmen ist.

Kurt Guggenheim Von Kurt Guggenheims «Alles in Allem» (Artemis Verlag, Zürich) ist der dritte Band da. Er ist versehen mit sehr schönen, dämmrig verhüllenden Zeichnungen von Arnold Kübler. Der neue Roman behandelt die zürcherische Epoche von 1920 bis 1932, also eine Nach- und Vorkriegsepoche zugleich. Das Alte ist nicht mehr und das Neue noch nicht da. Es ist der Zeitraum eines friedlichen und doch in der Tiefe des Geschehens friedlosen Umbruchs. Die zu bewältigende Stoffmasse ist ungeheuer groß; aber Guggenheims kaleidoskopische Technik bewältigt sie mit kühler Sachlichkeit und einer Sicherheit und Prägnanz, die im schweizerischen Schrifttum nicht alltäglich ist. Was er gibt ist wirklich «alles in allem». Das merkt und empfindet der Außenstehende, der wohl mit «alles in allem», aber

wenig mit den Einzelheiten vertraut ist, vielleicht besser als der eingeborene Zürcher selbst, der in seinem privaten Raum befangen und in dem zur Darstellung gelangenden Monstreprozeß mehr Partei als neutraler Beobachter und Genießer ist. Da mag es genügen, wenn man als Außenseiter gesteht: durch dieses Buch und seine Vorläufer habe ich diese gesegnete provinzielle Weltstadt über die alte Bewunderung hinaus erst eigentlich kennen und lieben gelernt. Sie wird unter den Händen dieses Künstlers zu einem integralen Lebewesen, zu einem wundervollen, geistig und materiell durchorganisierten Individuum. Das Ordnungsprinzip, nach welchem sie besteht, lebt, atmet, wirkt und auf sich wirken läßt, ist das umfassend, vexierend und komplex *menschliche*. Die stadtbiologischen Einstreuungen des Autors, seine dauernd wechselnden tausend Aspekte, seine Ausschnitte, Ueberblicke, Ueberschneidungen, Zusammenfassungen, Durchdringungen usw. machen in ihrer Gesamtheit doch nichts anderes aus als den Lebensatem, das Lebensgeheimnis dieses zum Organismus herangereiften, bei aller notwendigen Differenziertheit wundervoll geschlossenen, von einem allgemeinen Willen zum Humanen gelenkten Gemeinschaftswesens.

Der Spürsinn des Autors ist bewundernswert, aber auch die jede Verletzung scheuende Behutsamkeit, mit der er das Typische heranzieht. Er tritt den Dingen und Gestalten sehr nah, doch nie zu nah. Das gibt ihm die notwendige Distanz und Freiheit. Gewiß: er ist ein Zürcher, *muß* Zürcher sein — aber doch nicht bis zu jener Liebe, die alles glaubt, hofft und duldet, sondern bis zu jener, die vorerst wägt und prüft und dann erst ja sagt: zum *Ganzen*, zu «Alles in Allem». Und so wird sein Buch, ein klug stilisiertes Kolossalgemälde einer kerngesunden, von Anfälligkeit nicht freien, aber eigene Abwehrstoffe im Uebermaß erzeugenden Stadt, zu einem sonnenklaren Spiegel, der nichts überhöht, verzerrt, verschattet, sondern einfach wiedergibt was *ist*.

Man ist auf den vierten Band gespannt, der vermutlich erzählen wird, wie diese Stadt die auch sie kritisch berührende europäische Düsternis übersteht.

Martin Schips Die ärmsten sind die Eingeengten, und zu denen ist *Martin Schips* zu zählen, von dessen neuem Roman «Die Hand wechselt» (Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich) noch die Rede sein soll; — eingeengt wie seine jungen schlaksigen Burschen in verwachsene Kleidungsstücke, in ein Ich, dem durch widerliche Zufälligkeiten des Lebens die zu hohem Flug gewachsenen Flügel gestutzt sind. Darum bleibt er sehr irdisch und bei den Menschen seiner Wahl und Zuneigung: bei den Eingeengten. Verwandtschaftlich nähert er sich ihnen, von Sympathie und menschlich-künstlerischer Neugier gelenkt. Er findet sie auf allen Stationen seines abenteuerlichen Lebens, das eine einzige Jagd nach Menschen ist. Sein Lebensstil ist echt. Seiner ihn bedrängenden Melancholie wird er Meister, indem er Bocksprünge vollführt, die den hausbackenen Moralisten Schauer einjagen. Der neue Spieler-Roman verrät, nicht weniger als sein «Paß», den Drang dieses Eingeengten nach Weltluft. Kein Wunder darum, daß das Buch in Campione, Cannes, Nizza, San Remo, Venedig, Paris — auf der Jagd nach Eingeengten geschrieben wurde. Und diese sah er in letzter Eingeengtheit, als Besessene: «einem Spieler muß selbst die Hölle noch als Paradies vorkommen». Die Spielbesessenheit nimmt in dem Engländer Bruce Gestalt an, und ihn begleiten wir bis zur letzten Selbstverspieltheit. Schips' neues Buch ist ein Milieuroman, wobei ihn wieder die dunkle Bühnenseite weit mehr interessiert als die grell maskierte Licht- und Vorderseite. Er macht aus dem was er sieht einen Roman, aber er macht ihn so, wie er ihm passiert, und seine Gestalten sind nur insofern

erfunden, als sie sich ihm aus hundert gehabten Erlebnissen zur Gestalt verdichten. So sein Engländer, dessen tragische Verfallenheit sinnbildlich wird. Aber nicht er ist der eigentliche, der triumphierende Held des Buches, sondern der Spielteufel an sich, den Schips überallhin verfolgt, von den stinkenden Niederungen bis in die Salons, wo er die Opfer ihrer Lüste beobachtet. So ist der Roman ein greller Aufriß, ungetünkt und wirklich, geschaffen um zu zeigen, was sich begibt, was unter Menschen möglich ist. Die groteske Abenteuerlichkeit und schockierende Unverblümtheit hat wahre Hintergründe. Es wird auf Dämonen hingewiesen, die in der Menschenbrust hausen und auf ihren Weckruf warten. Wohl denen, die ihre Gelegenheit verpassen. Ein Unterhaltungsroman? Wie man's nimmt! Wenn ja, dann einer mit blutigem Ernst im Hintergrund und von einem Mann verfaßt, der das Leben kennt und, sein sittliches Bemühen hinter feixend-herausfordernd aufgemachten Szenen verschämt verbergend, schreiben kann wie wenige im Lande.

FURTWÄNGLERS LITERARISCHES VERMÄCHTNIS

Wenige Tage vor dem Tod des großen Dirigenten ist unter dem Titel *Ton und Wort* im Verlag F. A. Brockhaus in Wiesbaden eine Sammlung seiner Aufsätze und Vorträge erschienen. Sie umspannen einen Zeitraum von 36 Jahren (1918 bis 1954) und vermitteln daher wohl ein zureichendes, zusammenfassendes Bild seiner geistigen Persönlichkeit. Daß diese Persönlichkeit in erster Linie vom Musikalischen, also vom «Ton» her geprägt wurde, wird in fast allen der 32 ungleich langen und ungleich gewichtigen Stücken der Sammlung absolut deutlich, am unmittelbarsten aber wohl in den Beiträgen, die aus der eigenen Praxis geschöpft sind. Zu diesen Beiträgen gehören Betrachtungen über das Auswendigdirigieren und über Konzertprogramme, Bemerkungen zur Darstellung alter Musik und über Interpretation im allgemeinen, Berichte über Reiseeindrücke und bekenntnishafte Aeußerungen des Komponisten Furtwängler (zu seiner 2. Sinfonie). — Eigene Musiziererfahrungen und Bekennerfreude sprechen auch aus den jenen Komponisten gewidmeten Beiträgen, denen der Dirigent mit besonderer innerer Anteilnahme huldigte, vor allem aus den Aeußerungen über Beethoven und Wagner (ein Vortrag «Der Fall Wagner, frei nach Nietzsche», den Furtwängler 1941 hielt, ist mit 50 Seiten das weitaus umfangreichste Stück des ganzen Bandes!), sowie über Bach, Weber, Brahms und Bruckner. — Stark persönlich gefärbt sind auch die Jubiläumsansprachen an die beiden Orchester, die mit der Arbeit des Dirigenten am engsten verbunden waren: die Berliner und Wiener Philharmoniker, und das 1932 abgelegte Bekenntnis zu Goethe, das in der originellen Feststellung gipfelt: «Daß Goethe der Musik innerlich fernstand, bedeutete für ihn bei seiner reichen Natur kaum eine Einbuße: für die Musik aber, wenn wir recht zusehen, ein großes — Glück. Sie konnte sich dadurch die Integrität ihrer Entwicklung bewahren, sich weiter entfalten, ohne in Berührung zu kommen mit dem bewußten Teile der Oeffentlichkeit. Sie wurde nicht vor der Zeit ‚literaturfähig', nicht vor der Zeit in den Strom der Theorien und Deduktionen, den Strom des Besserwissens und Geschwätzes gezogen...» — Für Furtwänglers vieldiskutierte Haltung im Dritten Reich sind drei Beiträge charakteristisch: Der bekannte Offene Brief an Joseph Goebbels vom Jahre 1933, der als ziemlich zahme

Warnung vor rassischen und nationalistischen Uebertreibungen aufzufassen ist, das tapfere Eintreten für Paul Hindemith im Jahre 1934 und eine als Betrachtungen über Wagners «Meistersinger» getarnte behutsame Kritik der Beziehung zwischen Kunst und Volk aus dem Jahre 1944.

Von der höchsten Bedeutung sind aber die vier Beiträge, die zu allgemeinen Fragen der Musik Stellung nehmen: Der von Jahr zu Jahr bedrohlicher werdende Gegensatz zwischen «lebendiger» und «mechanischer» Musik bildet das Thema der Studie über die «Lebenskraft der Musik» (1931). Ein anderes Gegensatzpaar — klassisch und romantisch — wird in dem in einer Ehrenrettung der Romantik gipfelnden Aufsatz «Gedanken über Romantik» (1943) behandelt. Als parallele Strömungen, die trotz gelegentlicher, zu wunderbaren Kunstwerken führender Vereinigung im allgemeinen doch jede in ihrer Art Aehnliches aussagen, werden in dem Aufsatz, der dem ganzen Band den Namen gab, «Ton und Wort» dargestellt. — Auf den Wesensunterschied zwischen Kunst und Wissenschaft wird in der letzten literarischen Aeußerung eingegangen, die wir von Furtwängler besitzen. Sie wurde 1954 für die Festschrift für Emil Preetorius geschrieben und führt den Titel «Alles Große ist einfach». Nach ausführlicher Kritik des einseitigen wissenschaftlichen Denkens, das für unsere Zeit charakteristisch ist, wird für die Kunst neue Einfachheit, neue Naivität gefordert: «Die furchtbare Wirkung des einseitigen Denkens, die wir heute in unserer Oeffentlichkeit mitansehen müssen, kann nur das Denken selber, ein höheres, umfassenderes Denken überwinden. Echte Kunst kann nur in einer Atmosphäre von — relativer — Naivität gedeihen. Daß dies die Naivität der Weisheit sei, jene zweite Naivität, die allein dem Alter unserer Kultur entspricht, das ist allen denen zu wünschen, die heute die Verantwortung tragen.» — Dieser Wunsch ist als das eigentliche geistige Vermächtnis Furtwänglers anzusehen, das in allen Beiträgen des inhaltsreichen Sammelbandes wenigstens in Teilaspekten wahrnehmbar ist.

Willi Reich

Der Große Brockhaus Auch der vierte Band (FBA bis Gozzoli) überzeugt durch größte thematische Vielfalt und Gründlichkeit bei vorbildlicher Konzentration der Formulierungen. Jedes Lebensgebiet kommt zu seinem Recht, und alles ist mit klaren, einprägsamen Worten gesagt, wobei peinlich darauf geachtet wird, Subjektivismen zu vermeiden. Wer sich über die neuesten Errungenschaften der Technik orientieren will, lese etwa die Artikel «Flugzeug», «Fernsehen» oder «Fernsprechtechnik». Auf sieben Seiten werden Technik, wirtschaftliche Grundlage und künstlerische Entwicklung des Films interessant dargestellt, und rund dreißig ausgezeichnet redigierte Seiten und sechs Tafeln sind der französischen Geschichte und Kultur gewidmet. Dankbar wird man zu der geschichtlichen Zeittafel greifen, die alle wichtigen Daten der Weltgeschichte übersichtlich zusammenfaßt. Unter der großen Zahl von Tafeln und Karten, die den Text begleiten, finden wir allein sechs Seiten Abbildungen zum Thema Garten, vier über die Fische, über Glas und Glasmalerei; willkommen ist auch das Flaggenverzeichnis mit rund hundertfünfzig dargestellten Fahnensymbolen. Das Geisteswissenschaftliche mag bei manchen Themen und Biographien gelegentlich etwas zu wenig herausgearbeitet erscheinen, doch wird man bei der Lektüre etwa der Artikel Gide oder Goethe nicht leugnen können, daß hier auf beschränktem Raum Wesentliches ausgesagt wird. Ein kleines Musterbeispiel für eine konzentrierte überzeugende Würdigung sind auch die vierzig Zeilen, die Jeremias Gotthelf gewidmet sind.